

und versteckte sie auf dem Speicher. Als man den Boden viele Jahre später aufräumte, gerieten die Hefte in den Kehricht. Eine verständige Frau fand sie und übergab sie einem polnischen Verlag, der sie 1960 in Warschau herausbrachte.

Elieser Jeruschalmi: Das jüdische Martyrerkind. Nach Tagebuchaufzeichnungen aus dem Ghetto von Schaulen 1941-1944. Mit einem Vorwort von D. Hermann Maas und Zeichnungen von Abram Ameraut. Übersetzung aus dem Hebräischen von Mirjam Singer. Verlag der Ökumenischen Marienschwesternschaft, Darmstadt-Eberstadt 1960. 64 Seiten.

Sechs kurze Berichte von Kinderschicksalen, ein schmales Bändchen, aber es legt sich uns schwer auf das Herz. Die Eltern des kleinen Moischele sind im September 1941 mit seinen Geschwistern lebendig begraben worden. Das Kind konnte sich retten. Es wird der kleine Vagabund des Ghettos, der sich immer wieder dem tödlichen Zugriff zu entziehen weiß, bis man ihn mit den letzten Kindern nach Stutthoff schafft. Der dreijährige Meierl, der kranke Rubi, der hochbegabte Immanuel und seine fünf Geschwister haben noch ihre Mütter, die mit ihren letzten Kräften und dem Mut der Verzweiflung für ihre Kinder kämpfen, bis es nicht mehr möglich ist. Der Mutter Immanuels wird die teuflische Erlaubnis erteilt, zwei ihrer Kinder „nach Wahl“ zu retten; alle strecken ihr die Arme entgegen. Da kann sie nur noch schreien: „Schlagt mich mit meinen Kindern tot!“ Ebenso grauenhaft ist, was von dem „Kinderfreund“ berichtet wird, einem SD-Mann, den der Liebreiz und die Intelligenz mancher Kinder so bezaubert, daß er sie liebkost und beschenkt, um sie am Tag der „Kinderaktion“, am 5. November 1943, als erste ihren Müttern zu entreißen und den SS-Männern auszuliefern, „die sie auf die Wagen werfen und in die Gaskammern fuhren. Kaltblütig stand er dabei und sah zu“ (S. 57). Nur der letzte Bericht gewährt einen Lichtblick. Juli 1944. Die Russen an der litauischen Grenze. Deportation der baltischen KZ-Lager „ins Reich“, d. h. in den Tod. Einer jungen Mutter gelingt es, im letzten Augenblick vor der Deportation ihre beiden kleinen Kinder einer russischen Frau zuzuführen, die sie retten will. — Der Verfasser der sechs Berichte, ein Lehrer, lebte, wie er in der Einleitung aussagt, in den Verfolgungsjahren im Ghetto und KZ-Lager von Schaulen. Zwei Jahre lang konnte er im Geheimen die Ghettokinder unterrichten und beschäftigen. Nachts führte er Tagebuch und sammelte Dokumente der Verfolgung im Baltikum. Ein Teil des gesammelten Materials wurde während des Nürnberger Prozesses fotokopiert und 1958 unter dem Titel „Pinkas Schauli“ („Tagebuch von Schaulen“) von dem wissenschaftlichen Institut Yad Washem veröffentlicht. Mutter und Schwester des Autors kamen in Treblinka ums Leben. Seine Frau und seine Kinder konnten sich wie er selbst nach der Flucht aus dem Ghetto bei katholischen Pfarrern verbergen.

Erwin Sylvanus: Korczak und die Kinder. Ein Stück. Mit einem Bildnis von Dr. J. Korczak und 4 Bühnenfotos. Forum-Reihe, herausgegeben in Verbindung mit dem Forum für junges Theater, St. Gallen 1959. Tschudy-Verlag. 60 Seiten.

Janusz Korczak ist keine Roman- oder Theaterfigur. Sondern unser Zeitgenosse. Vor 20 Jahren lebte dieser Dr. med. Henryk Goldszmith noch in Warschau als ein von Polen und Juden hochgeschätzter Arzt. Er war der Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, hatte in Berlin, Paris und London studiert und sich als Kinderarzt an einem Warschauer Krankenhaus niedergelassen. Das Elend der armen Bevölkerung, vor allem der Kinder, das ihm dort vor Augen trat, ließ ihn zu einem Sozialreformer im Sinne Pestalozzis werden. Die Erträge seiner literarischen Arbeiten halfen ihm, eine Sommerkolonie zu finanzieren und vor allem ein Haus für jüdische Waisenkinder, denen er bis zu seinem Tod der liebevollste Vater war. Als die jüdischen Kinder von der deutschen Besatzungsmacht zum Tod in den Gaskammern verurteilt wurden, ging Janusz

Korczak mit ihnen, obwohl er sich hätte retten können. Das Tagebuch des Hillel Seidmann aus dem Warschauer Ghetto berichtet darüber in einer Eintragung vom 12. August 1942: „Heute soll Korczaks Waisenhaus ‚evakuiert‘ werden. Er selbst dürfte bleiben, weil Ärzte benötigt werden... Aber Korczak wollte nicht zurückbleiben. Er ging mit seinen Kindern in den Tod. Vor dem Waisenhaus bildete sich ein endloser Zug... bleicher, abgemagerter und ausgemergelter Kinder... Aber keines weint. Sie kamen die Treppe sitzsam herunter, stellten sich in Reihen auf und schauten ihren Doktor an. Sie sind genau so manierlich wie sonst. Ihr Doktor bleibt ja bei ihnen. Er begleitet sie. Weshalb sollten sie also Angst haben?... Ruhig und in vorbildlicher Ordnung gehen die Kinder davon, und an ihrer Spitze marschiert schweigend Janusz Korczak.“ Von anderen Augenzeugen wird berichtet, daß Vorübergehende, als sie diesen Zug sahen, schluchzend niederknieten und beteten. Auch in Maidanek noch hätte Dr. Korczak zurücktreten können. Er blieb bei den Kindern.

Wenn ein Dichter es wagt, ein solches Geschehnis aus unseren Tagen, eine Tat soldher Art darzustellen, so geht man nur zögernd an das Buch heran, besonders vielleicht, wenn es sich um das Textbuch eines Theaterstückes handelt. „Der Verfasser hat dieses Stück nicht erfunden“, wird auf der ersten Seite erklärt. „Er hat es nur aufgeschrieben.“ Er hat es auf eine nüchterne, ganz unpathetische Art „aufgeschrieben“. Er hat kein Theaterstück im üblichen Sinn daraus gemacht, nicht etwas spielen lassen, was nicht spielbar ist. Die fünf Darsteller tragen keine Kostüme, sondern ihre Alltagskleidung, sie treten als der Schauspieler X und die Schauspielerin Y auf die Bühne. Die Bühne zeigt drei Stühle und einen Kinderbaukasten, sonst nichts. Der Autor will keine Illusionen wecken und keine Theatergefühle, aber es gelingt ihm auf seine sehr nüchterne, sehr unpathetische Weise, den Stoff, diesen nicht darstellbaren Stoff so dicht, so verdichtet vor unsere erschrockenen Sinne hinzustellen, daß wir gebannt und im Innersten getroffen sind. Es wird uns bewußt, daß es hier „nicht um ein erfundenes Schicksal geht. Es geht um Wirklichkeit.“ Und um welche Wirklichkeit. Sie wird manchem der Leser oder Hörer und Zuschauer vielleicht zum ersten Mal bewußt werden.

Der Verfasser ist Westfale, 1917 in Soest geboren. Es wurde ihm für dieses Stück der Leo-Baeck-Preis zugesprochen.

José Orabuena: Rauch oder Flamme. Roman. Zürich 1960, Thomas-Verlag, und Paderborn-Wien 1960, Verlag Schöningh, 256 Seiten.

Wir kennen den Autor aus seinem großartigen Roman vom jüdischen Wilna „Groß ist Deine Treue“ (vgl. Rundbrief Nr. 45/48 S. 80). Einen „Roman der Innenwelt“ nennt Karl Pflieger das vorliegende Buch (vgl. Christlicher Sonntag Nr. 18 vom 30. 4. 1961). Es spricht nicht gegen seine Qualität, daß es kaum ein Bestseller werden wird, dafür ist es zu still, und die Forderung, die es an den nachdenklichen Leser stellt, zu hoch. Denn es geht in ihm um nichts Geringeres als „das große, allgemeine Verzeihen“.

Die es am nachdrücklichsten vertreten, sind Bernardo Ammanati, ein ehemaliger Richter in Florenz, der faschistische Verfolgung und Haft hinter sich hat, und ein namenloser russischer Jude, ein Dichter, dem von Kindheit an „Hunger, Angst, Bedrohung, Totschlag“ vertrauter sind als die Jahreszeiten. Er hat die russischen Pogrome erlebt und die deutschen Vernichtungslager. In seinem langen schmerzvollen Leben ist ihm die Erkenntnis erwachsen, daß die uneingeschränkte Verzeihung das Leiden umgestaltet und den Haß im eigenen Herzen entwaffnet. So beseelt ihn im Alter nur noch der Wunsch, diese Erkenntnis weiterzugeben. „Mein Werk“, erklärt er dem jungen Dichter Angelo, den er als seinen Erben im Geiste ansieht, „beruht auf dem Leiden des eigenen Daseins und des Leidens und Daseins von Millionen Gefolterten. Ich habe in vielen Jahrzehnten gelernt und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß weder Rache noch Strafe die armselige menschliche Kreatur voranbringt. Es genügt auch nicht das Ertragen... Es bedarf des Verzeihens

aller Missetaten. Dies wird die erste Handlung des Menschen auf Erden sein, die uns hilft und darstellt, daß wir ein Ebenbild Gottes sind“ (S. 165). Auf den möglichen Einwand, der Übeltäter könne solches Verzeihen mißbrauchen, entgegnet der jüdische Dichter: „Sagt nicht, das Verzeihen werde allen jenen lieb sein, die das Furchtbarste getan haben, und das spreche gegen die höchste, die frömmste, die fromme Sehnsucht des Verzeihens . . . Seit wann wäre eine nahezu unvorstellbare große Tat, anfangs nur dichterisch vorahnend zu erfassen, ehe sie wirklich werden mag, darum unwürdig, weil Unwürdige sie unwürdig und selbstzufrieden für ihre Zwecke anwenden können?“ (S. 166). Und dennoch entläßt das schöne, tiefe, aufrüttelnde Buch den Leser nicht ohne die quälende Frage, wem es erlaubt sei, so zu verzeihen. Können wir, dürfen wir alles geschehene Unrecht verzeihen? Wenn es sittliche Größe ist – und christliches Gebet – zu verzeihen, was man mir, dem Einzelnen, Übles antat, kann nicht die Verzeihung des am hilflosen Nächsten verübten Verbrechens Teilhabe am Verbrechen sein?

Angela Rozumek

Jean Cayrol: Lazarus unter uns. Stuttgart 1959. Curt E. Schwab, 93 Seiten.

Die Idee der „Bewältigung der Vergangenheit“ pflegt sich gewöhnlich nur auf die Bewältigung der Motive zu erstrecken, die einst zur Wirklichkeit des Nationalsozialismus geführt haben. Es wird in der Regel energisch abgestritten, daß Versuchungen derlei Art uns auch heute noch ernstlich bedrohen könnten. Wo diese dennoch als vorhanden aufgewiesen werden, erfahren sie in dieser Denkart eine Bagatellisierung, die – so radikal wie möglich – dahin drängt, sie als ein künstlich aufgebautes Nichts erscheinen und die Erinnerung an sie vielleicht gar noch als ein gezieltes Störmanöver politischer Art verstehen zu lassen. Jene Vergangenheit aber soll als schlechtweg „erledigt“ gelten.

Darüber wird gemeinhin vergessen, daß zumindest die Folgen jenes Regimes noch immer Gegenwart sind, und zwar nicht nur diejenigen, von denen der Atlas Kunde gibt und von denen unter anderem die körperlichen Gebrechen und Verstümmelungen und die Trümmer, die um uns herum sind, zeugen, sondern auch jene, die sich im geistig-seelischen Bereich vorfinden und die darin bestehen, daß gewisse Erlebnisse und mit ihnen verbunden manche Haltungen und Lebenspraktiken noch immer bestimmt sind von jenen grausigen Erlebnissen und den Erinnerungen an sie. Die vielzitierte „Bewältigung der Vergangenheit“ erweist sich solchergestalt aber als ein Aufruf, weniger mit den Motiven von damals als eben mit den Folgen jener Vergangenheit im Heute „fertig“ zu werden. Daß diese Folgen weit weniger materiell als eben seelisch-geistiger Art sind, gezeigt, deren differenzierten Charakter aufgedeckt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst dieser Schrift, die hier zu besprechen ist. Sie bildet die Zusammenfassung zweier, ursprünglich getrennt erschienener Essays („Die lazarenischen Träume“, S. 13–56, und „Für eine lazarenische Literatur“, S. 57–93), die der französische katholische Lyriker, Essayist und Romancier Jean Cayrol (geb. 1911 in Bordeaux), mit einem thematischen „Vorwort“ (S. 7–12) versehen, zusammengefaßt hat.

Im Mittelpunkt seiner sehr bildhaften Darlegung stehen der Begriff des „Konzentrationsären“ und die entsprechenden Ableitungen davon („konzentrationsäres Verhalten“, „konzentrationsäres Leben“ usw.). Der Verfasser, der drei Jahre in deutschen Konzentrationslagern gefangengehalten, zum Tode verurteilt und dann zur Strafkolonie in einem Steinbruch begnadigt worden ist, unterscheidet hierbei das vorkonzentrationsäre Verhalten von dem Verhalten im Zustande des Deportiertseins, des Eingesperrtseins in einem Konzentrationslager, und dem Verhalten im nachkonzentrationsären Bereiche (nach der Rückkehr also ins normale Leben). Indes ist dieses Buch nicht geschrieben worden, um schlechtweg ein Zeugnis über die Art und Weise der mentalen Befindlichkeit des Konzentrationsären von damals zu geben (wiewohl dies intensiv und dem heutigen Verständnis hilfreich geschieht), sondern

um das, was hier gleichsam selber in konzentriertester Form vorliegt, als unserer Gegenwart, die sich als *völlig* anders vorkommt, noch immer vorhanden sichtbar zu machen: das Konzentrationsäre auch im KZ-freien Bereich. Denn die beiden Essays sollen erklären: „wie in einer dem Scheitern und der Verneinung ausgelieferten Welt die übernatürlichen Abwehrkräfte des Menschen entstehen konnten, sich im Verborgenen entwickelten, und wie sie in vielfachen, schwer feststellbaren Formen *weiterlebten*“ (S. 7). Der erste Teil beschreibt darum anhand der Träume, die für die Konzentrationsäre typisch waren, die „konzentrationsäre oder lazarenische Wucherung auf dem weichen Humus der Alltäglichkeit“ und skizziert die vollkommene „innere Umwälzung“, die es jenen Menschen ermöglichte, ohne alle Hilfsmittel und ohne alle Reserve zu widerstehen. Der Verfasser will hier das Zeugnis ablegen für die Unverwundbarkeit der Seele mitten in all ihren Leiden und Todeskämpfen; wie sie es versteht, sich der Umklammerung zu entwinden „wie ein Aal, der schließlich doch in die Gewässer seines Flusses zurückkehrt“; Zeugnis von jenem Wunder, das sich in völliger Dunkelheit vollzieht. Die „flammenden Kerzen der Erinnerung“ aber, die Cayrol hier anzündet, sollen die Helligkeit verschaffen, die nötig ist, damit wir nicht unversehens überrascht werden von neuem Übel. Darum behandelt der zweite Teil dieses Buches die Verderbnis unserer Welt, die durch das Konzentrationsäre und Lazarenische verursacht ist; denn diejenigen, die das Lager nur vom Hörensagen gekannt haben, übernehmen, wie Cayrol sagt, langsam die „charakteristischen Ticks“ aus jener Welt der Konzentrationsäre. So läßt sich feststellen, daß der konzentrationsäre Einfluß und die Unruhe in der Tat weiter fort wachsen. Daher fordert Cayrol eine Literatur, die den Einfluß nicht verschweigt, „welchen das Konzentrationslager noch immer auf unsere Seelen auszuüben scheint und die faszinierende Gewalt, durch die es zahllose Nationen in Bann hält“ (S. 60). Deshalb gibt er mit deutlich spürbarem Unbehagen Zeugnis von den „absurden Auswüchsen des Konzentrationslagergeistes“ und von seinem langsamen Eindringen in diese Welt.

Der gedankliche Weg Cayrols beginnt mit der Darstellung der Unauslöschlichkeit jener konzentrationsären Träume und mit einer sorgfältigen Analyse ihrer Funktionen. Diese Träume wurden zu einer Art „Schutzhütte“, zu einer „Art Macquis der realen Welt“; denn ihre Irrealität erwies sich als beste Verteidigung der menschlichen Wirklichkeit. In diese Träume legte der Gefangene all seine Liebeskraft, auch seine Sehnsucht nach Freiheit und Glück, so daß sie für ihn weniger ein Mittel des Ausweichens waren als vielmehr Mittel des Wiedererkennens und der Annäherung an sein einstiges Leben. Im Schatten (oder im Licht) dieser Träume lebend konnte er „anderswo“ sein und ein fiktives Leben führen, das nur ihm gehörte. So erweist sich der Traum zuletzt als Verdoppelung des Lebens: der Traum war solchergestalt der positive Ausgang des negativen Tageslebens. Zahllose Beispiele werden für diese Fähigkeit der Verdoppelung gebracht. Der Gefangene befand sich Tag und Nacht in einem solchen Traumzustand oder wenigstens in einer gewissen Bereitschaft, jederzeit träumend in eine „verbotene und übernatürliche Welt hinüberzugleiten“. Da ergibt als weitere wichtige heilsame Funktionen des konzentrationsären Traumes zunächst die Entkörperlichung, die viele sterben ließ, „ohne zu wissen, woher der Schlag kam“, jene „konzentrationsäre Hypnose“, die auf den Außenstehenden wie eine vage und hartnäckige Besessenheit wirkt; dann aber die Funktion der Läuterung und der Entrückung, die mit jener Fähigkeit, sich der gegenwärtigen Situation zu entziehen, verbunden war: „Der Gefangene war nie dort, wo man ihn schlug, nie dort, wo man ihm zu essen befahl, nie dort, wo er arbeitete“ (S. 22). Diese Entkörperlichung, Läuterung und Entrückung bringen alsdann ein „Ersatzuniversum“ (S. 23) zustande und versetzen den Lebenden zuletzt in eine Art „geistiger Trunkenheit“, in einen „ekstatischen Zustand“, in dem das Entsetzliche gar nicht mehr beachtet wird. In diesem „Ersatzuniversum“ spielt selbstverständlich die Idealisierung der zurückgelassenen Welt